

Zeitgenössische Dichter als Sprachlehrer der Gottesrede?

Überlegungen zum religionspädagogischen Stellenwert von Dichtung

Der Titel dieses Beitrags¹ mag manche überraschen, ja provozieren: „Zeitgenössische Dichter“ als „Sprachlehrer der „Gottesrede“?

1. Drei mögliche Einsprüche - und ihre Widerlegung

Ist nicht einerseits die Rede von Gott in der ernsthaften Literatur spätestens seit *Gottfried Benns* wirkmächtigem Abgesang weitgehend verstummt? 1934 hatte dieser in seiner autobiographischen Schrift „Lebensweg eines Intellektualisten“ geschrieben: „Die Götter tot, die Kreuz- und die Weingötter, mehr als tot: schlechtes Stilprinzip, wenn man religiös wird, erweicht der Ausdruck. Was aber gehalten und erkämpft werden muss, das ist: der Ausdruck“². – Was für eine Absage an Gott und alle Gottesvorstellungen im Leben und in der Literatur; zudem ein Einspruch gegen jeglichen Versuch, religiöse Dichtung zu verfassen, die nur den Ausdruck erweicht! War das nicht das endgültige Todesurteil einer jeglichen anspruchsvollen Fortschreibung der Gottesrede in der Literatur?

Und selbst wenn es das noch gäbe, religiös bedeutsame Texte von zeitgenössischen Dichtern: Wäre dann der theologisch-hermeneutische Stellenwert solcher Werke der menschlichen Kunst nicht immer noch fraglich? Gerade in evangelischer Tradition gilt in vielen Kreisen immer noch jene Skepsis, die *Sören Kierkegaard* idealtypisch verkörpert und niedergeschrieben hat: Vor allem in „EntwederOder“ (1843) hatte der dänische Philosoph die von ihm „ästhetische Lebensanschauung“³ benannte Einstellung scharf zurückgewiesen. Der Dichter als Repräsentant dieser Anschauung sei ein im Innersten einsamer, unglücklicher, melancholischer Mensch, welcher der Welt nur mit „Indifferenz“ gegenüberstehen könne, denn „das Ästhetische liegt in der Relativität“⁴. So aber sei ihm jegliche Form verbindlicher und verantworteter Lebensführung unmöglich. Die Anhänger des Dichters aber zwingen ihn durch ihren Durst nach ästhetischen Umgestaltungen der Wirklichkeit immer tiefer hinein in seine Elendsexistenz und verfallen so demselben Ver-

dikt: „Die Menschen scharen sich um den Dichter und sagen zu ihm: Singe bald wieder; das heißt: möchten doch neue Leiden deine Seele martern, und möchten doch die Lippen so geformt bleiben wie bisher; denn der Schrei würde uns bloß ängstigen, die Musik aber, die ist lieblich.“⁵ Dem ästhetischen gegenüber steht so bei Kierkegaard der ethische Lebensentwurf, der allein ein Leben in Sinn, Verantwortung und Wahrhaftigkeit ermöglicht. Hier gilt „entweder – oder“. Die Kluft zwischen Ästhetik und Ethik, darin aufgehoben zwischen Dichtung und Theologie scheint unüberbrückbar...

Gegen die erste Vermutung, Gott spiele de facto keine Rolle in der Literatur unserer Zeit mehr, werde ich Beispieltex-te für eine breite und faszinierende Tradition anführen, die ich in meinem angegebenen Buch ausführlich darstelle und zu Wort kommen lasse. Gegen mögliche Einsprüche gegen den hermeneutischen Stellenwert literarischer Texte werde ich an dieser Stelle weniger auf die binnenevangelischen Bemühungen um eine Verständigung von Theologie und Kultur verweisen – repräsentiert etwa durch *Paul Tillich*, *Hans-Eckehard Bahr*, *Dorothee Sölle*, *Kurt Marti* und *Henning Schröder*⁶ –, als vielmehr eigene Perspektiven und Chancen aufzeigen.

Doch ein dritter möglicher Vorbehalt soll ganz transparent bereits vorab genannt und bedacht werden: Werden in diesem Zugang – bei aller möglichen Behutsamkeit und Sorgfalt – nicht letztlich doch Kunstwerke zweckentfremdet, funktionalisiert, in den Dienst eines ihnen fremden Anliegens gepresst? Die Gefahr besteht – das muss schlicht eingeräumt werden. Man kann sich ihr aber stellen und versuchen, sie zu verringern. Zunächst hat das Lesen von Literatur stets den wertfreien Selbstzweck, ‚zu bilden‘ oder schlicht ‚Spaß zu machen‘. So sehr in der pädagogischen Vermittlung arbeitende ‚Praktiker‘ immer gleich versucht sind, mögliche Einsatzchancen von neuen ‚Materialien‘ zu überlegen, sollte doch immer der Freiraum bleiben, gerade Literatur um ihrer selbst willen wahrzunehmen. Denn ganz eindeutig: Literatur darf nicht einfach zum ‚Hilfsobjekt‘⁷ verkommen. Trotzdem ist es in einem zweiten Schritt natürlich legitim, zu überlegen, ob man mit derartigem ‚Material‘ auch mit anderen Menschen ‚arbeiten‘ kann. Die Frage ist: Wie?

Die erste Grundregel für einen angemessenen Umgang mit Gedichten zur Gottesfrage liegt darin, sie vorbehaltlos als eigenständige Kunstwerke zu akzeptieren. *Dorothee Sölle* hat in ihrer literaturtheologischen Basisstudie „Realisation“ von 1973 mehrfach auf diesen Punkt verwiesen, wenn sie die Anerkennung der prinzipiellen „Autonomie der Dichtung“⁸ einfordert. Daraus folgt als didaktisch-methodische Vorgabe für den Umgang mit

¹ Zuerst erschienen in: Arbeitshilfe für den evangelischen Religionsunterricht an Gymnasien (Gelbe Folge) (2003), Heft 2, S. 27–46.

literarischen Texten: Sie dürfen weder als Steinbruch, noch als reiner Stichwortfundus missbraucht werden. Derartige Texte sind nicht bloß Interesse heischende Aufhänger, an der sich eine religiöse Deutung profilieren kann, die sowieso schon von vornherein feststeht. Wenn also im Folgenden vom ‚Einsatz‘ literarischer Texte im Unterricht gesprochen wird, dann in dem Sinne, Gedichte nicht vorschnell verzwecken zu wollen. Umgekehrt geht es aber auch nicht darum, sie mit den Grundtexten der Offenbarung einfach auf eine Stufe mit gleichem Verbindlichkeitscharakter zu stellen. Vielmehr sollen sie zwar ernst genommen, für sich und als solche gewürdigt werden. Gleichwohl werden sie jedoch – ganz transparent – in einem bestimmten Kontext (Religionsunterricht) und unter einer bestimmten, erneut offen angegebenen Perspektive betrachtet.

2. Gedichte zur Gottesrede in unserer Zeit

Unter diesen Vorgaben möchte ich vier Beispielgedichte herausgreifen, zunächst vorstellen, und dann auf ihre didaktisch-methodischen Chancen befragen.

2.1 Adolf Endler: *Elegie*

Den Auftakt zu dieser kleinen Textpräsentation soll ein kleiner unpräziser Text bilden, der auf die Gottesidee schlicht als Relikt der Vergangenheit zurückblickt. Der Verfasser, *Adolf Endler*, wurde 1930 in Düsseldorf geboren, siedelte jedoch als überzeugter Antifaschist 1955 in die DDR über, wo er fortan als Lyriker und Prosaautor vom Westen weitgehend unbeachtet in Berlin lebte. 1979 wurde er aus dem DDR-Schriftstellerverband ausgeschlossen, sodass er auch dort bis zur Wende in den Untergrund vertrieben wurde. Erst nach 1989 wurde er als führender literarischer Kopf der künstlerischen Szene am Prenzlauer Berg wiederentdeckt. Die religiöse Dimension spielt im Werk dieses Sprachspielers und Sinnjongleurs keine nennenswerte Rolle. Vor allem der 1999 im Suhrkamp-Verlag veröffentlichte und weithin rezipierte Gedichtband „Der Pudding der Apokalypse“ machte ihn einer breiten Leseöffentlichkeit bekannt. Hier stellt Endler selbst Gedichte aus seiner gesamten Schaffensepisode zusammen, denen seiner Meinung nach bleibende Gültigkeit zukommt. Unter diesen Texten findet sich in der Rubrik „Splitter“ der kleine Vierzeiler „Elegie“⁹, nach eigenen Angaben entstanden zwischen 1975 und 1979.

Elegie

Das alles gab es einmal:

Das Süßholz; die Riesenbockwurst;

Die Waldmeisterlimonade; verbilligte Knickeier;

Gott!

Was für ein lapidarer Abgesang: In dieser Elegie schaut der Dichter bedauernd auf das zurück, was es „einmal gab“, und dessen Verschwinden nun offenbar beklagt wird: auf „Süßholz“ – einen Strauch aus der Familie der Schmetterlingsblütler, aus dessen süßen Wurzeln man den Grundstoff für Lakritze gewann – uns bestenfalls noch durch das sprichwörtliche „Süßholzraspeln“ vertraut; „Riesenbockwurst“; „Waldmeisterlimonade“; „Knickeier“, deren schadhafte Schale zur Möglichkeit eines verbilligten Erwerbs führte. Bis hierher liest sich die elegische Verlustlitanei wie eine halb ernste, halb ironische Erinnerung an die sinnlichen Verlockungen der Kindheit. Die aufgezählten kulinarischen Genüsse waren die typischen Höhepunkte einer kargen Vorkriegs- und Kriegskindheit. Dass dieser Litanei „Gott“ als überraschender abschließender Verlustpunkt hinzugefügt wird – rhetorisch zugespitzt durch den Abklang im harten Einsilber – bestätigt den halb ernsten, halb ironischen Ton: Zu den Höhepunkten der Kindheit mögen auch Erfahrungen mit „Gott“ gehört haben – aber auch sie gehören der Vergangenheit an. Einerseits blickt Endler hier so auf die eigene Lebensgeschichte im Bogen von Kindheit zu Erwachsenenalter zurück, andererseits spiegelt sich in dieser individuellen Erfahrung gesellschaftliche Entwicklung. „Gott“ ist in dieser Gesellschaft wie Waldmeisterlimonade – süße Erinnerung, aber unwiederbringlich verloren.

Zentrale Frage jedoch: Welche Bedeutung hat der Titel für die Bestimmung des Tons dieses Gedichts? Ist dies eine „Elegie“ im Sinne der „klagend-entsagenden subjektiven Gefühlslyrik“, also ein Sehnsuchts- oder ironischer Abgesang? Oder schließen sich beide Lesarten gerade nicht aus, sondern bedingen einander? Der Text selbst gibt die Antworten auf diese Fragen an die Lesenden weiter. In der so notwendig subjektiven Deutung des Textes wird indirekt eine Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte des individuellen Gottesglaubens möglich, ein Blick auf die Entwicklung fort vom Kinderglauben hin zum gegenwärtigen Gottesbild, aber auch eine Erinnerung an die unterschiedlich bewerteten Erfahrungen von Kirche damals und heute.

2.2 Hans Magnus Enzensberger: *Empfänger unbekannt*

Von der Schwierigkeit, Gott kein Danklied mehr singen zu können, weil seine Existenz nicht mehr sicher vorausgesetzt werden kann, handelt das zweite hier aufgenommene Gedicht. Es führt uns zu *Hans Magnus Enzensberger* (* 1929), der als Lyriker, Essayist, Satiriker, politischer Schriftsteller, Übersetzer und Herausgeber seit 40 Jahren zu den prägenden Figuren des deutschen Kulturbetriebs gehört. Auseinandersetzungen mit biblischen Motiven (vor allem: Sintflut und Apokalypse), mit biblischer Sprache und den Prägemalen christlicher

Tradition gehören dabei immer schon zu seinem literarischen Repertoire, doch ändert sich der Grundton: Dieser ist zunächst von satirischer, manchmal zynischer Bloßlegung bürgerlicher Saturiertheit geprägt, weitet sich aber in den letzten Jahren hin zu einer ruhigeren Gelassenheit und offenen Suche. Enzensbergers Biograph *Jörg Lau* erkennt ein „zögerndes Geöffnetsein“ für „letzte Dinge und letzte Fragen“. Enzensberger sei zwar „ungläubig geblieben“, aber „fromm ist er gleichwohl geworden, weltfromm, schöpfungsfromm“¹⁰. Davon zeugt vor allem das folgende Gedicht, 1995 in der Gedichtsammlung „Kiosk“¹¹ erschienen.

**Empfänger unbekannt –
Retour à l'expéditeur**

Vielen Dank für die Wolken.
Vielen Dank für das Wohltemperierte Klavier
und, warum nicht, für die warmen Winterstiefel.
Vielen Dank für mein sonderbares Gehirn
und für allerhand andre verborgne Organe,
für die Luft, und natürlich für den Bordeaux.
Herzlichen Dank dafür, dass mir das Feuerzeug nicht ausgeht,
und die Begierde, und das Bedauern, das inständige Bedauern.
Vielen Dank für die vier Jahreszeiten,
für die Zahl e und für das Koffein,
und natürlich für die Erdbeeren auf dem Teller,
gemalt von Chardin, sowie für den Schlaf,
für den Schlaf ganz besonders,
und, damit ich es nicht vergesse,
für den Anfang und das Ende
und die paar Minuten dazwischen
inständigen Dank,
meinetwegen für die Wühlmäuse draußen im Garten auch.

Was ist das für ein Gedichtstext – doch die zynisch-ironische Zurückweisung des christlichen Dankgebets, ein Sich-Lustig-Machen über naive Gläubige, die in der längst durchschauten und überholten Illusion verharren, zu Gott zu beten? Eine solche Lesart des Gedichts scheint mir weder dem Text noch seinem Verfasser gerecht zu werden. Tatsächlich handelt es sich bei diesem Gedicht um ein ironisches literarisches Spiel mit der Tradition des – fast schon kindlich strukturierten – Dankgebets, doch handelt es sich um eine Ironie, die das Gesagte einerseits hinterfragt, andererseits aber bestehen lässt. Von dieser Doppelbödigkeit lebt der Text. Indem Enzensberger einerseits all das aufzählt, was sein einfaches Alltagsleben lebenswert macht – Musik, Wein, Kaffee, Tabak, Kunst, den Körper, das Leben, den Schlaf; andererseits aber auch das anführt, was eher zufällig zu diesem Alltag gehört – Wolken, Luft, die Wühlmäuse – schließt er sich scheinbar der klassischen Gebetstradition des Schöpfungs- und darin des Schöpferlobs an. Über den quasi mündlichen Duktus durch die Einfügung von Sprachfüllseln wie „warum nicht“, „und natürlich“, „damit ich es nicht vergesse“,

„meinetwegen“ wird der Eindruck von Spontaneität und Authentizität erweckt. Tatsächlich ist das Gedicht jedoch ganz bewusst durchkomponiert, orientiert an der Steigerung vom „vielen Dank“ über den „herzlichen Dank“ zum abschließenden „inständigen Dank“.

Die doppelbödige Überschrift sowie einzelne Textverweise im Gedicht sorgen dafür, dass die Tradition des Gebets gleichzeitig bestätigt wie zurückgewiesen wird. Zwei Begriffe werden aus dem wie zufälligen Duktus der aufgerufenen Topoi durch unterstreichende Wiederholung herausgehoben: das „Bedauern“ sowie der „Schlaf“. Die nicht näher erläuterte Kategorie des „inständigen Bedauerns“ sprengt die betrachteten Gegenstände der Dingwelt oder der sinnlichen Wahrnehmung. Und der Schlaf – traditionell ein Motiv, das immer auch die Assoziation von „Tod“ aufrufen kann – macht die Wahrnehmung der aufgezählten Topoi gerade unmöglich. Die Zeit zwischen „Anfang und Ende“ – erneut ein Verweis auf christliche Sprachtradition – ist also keineswegs nur von leichthin sinnlich genossener Lebensfreude geprägt, sondern von Reflexion auf ihre Bedingungen und Grenzen. Der Dank für Bedauern und Schlaf nimmt dem Gedicht den scheinbar leichten oder gar oberflächlichen Ton, bestätigt so eher die Tradition des christlichen Gebets.

Zurückgewiesen oder zumindest in Frage gestellt wird diese Tradition jedoch durch den zweiteiligen Titel des Gedichts. Der Empfänger – im klassischen Dankgebet Gott – ist unbekannt. Merke wohl: Unbekannt steht hier, nicht etwa: nicht existent. Schon in der Gedichtsammlung „Landessprache“, die Enzensberger 1960 veröffentlicht hatte, finden sich in der Struktur vergleichbare Texte. Der Gedichtzyklus, in dem sich diese Texte befinden, trägt aber den eindeutigen Titel „Oden an niemand“¹². Das Gedicht von 1995 ist viel offener: „Empfänger unbekannt“. Der Dichter greift dabei die Sprachfloskeln des Postwesens auf. Denn was passiert mit Briefsendungen, deren Empfänger unbekannt ist? – Sie werden zurückgeschickt an den Absender, genau das unterstreicht der auf Französisch angefügte Untertitel. Warum auf Französisch? – Ist das eine Anspielung auf die im Gedichtstext geschilderten Bedingungen eines „Lebens wie Gott in Frankreich“, auf das mit dem Bordeaux und dem Bild des französischen Stillebenmalers *Jean-Baptist Siméon Chardin* (1699-1779) zusätzlich angespielt wird? Die Frage bleibt ungeklärt. Das Gesprochene wird so durch die Überschrift vom vermeintlichen Dialog zum Monolog, bleibt aber auch so sagbar. Der aus dem Religiösen entlehnte Gestus der Dankbarkeit kann ausgesagt werden aus der Annahme, es gäbe den Empfänger, selbst wenn diese Annahme durch die Rückweisung nicht bestätigt wird. Möglicherweise verbirgt sich hinter dieser Doppelbödigkeit

sogar die Sehnsucht, es gäbe den Adressaten doch und er ließe sich erreichen. Ist es erlaubt, Ausführungen von Enzensberger aus dem Jahre 2001, die einem Nachruf auf den Freund und Wegbegleiter Karl Markus Michel entnommen sind, auch implizit als eine Selbstaussage zu deuten, wenn er schreibt: „Nur ein Aufklärer kann vielleicht ermessen, wie unwiderstehlich die Religion im Zeitalter ihrer Säkularisierung geblieben ist, und nur ein Ungläubiger weiß zu würdigen, wie tief das Bedürfnis, zu glauben, in der Moderne wurzelt.“¹³ Unwiderstehlichkeit der Religion; Bedürfnis zu glauben, gerade auch für „Aufklärer und Ungläubige“ – sind das mögliche Deuteschlüssel für das Gedicht? Diese Dimensionen bleiben im Text selbst offen, können also nur von den Leserinnen und Lesern selbst so oder so empfunden und gedeutet werden.

2.3 Michael Krüger: Rede des ev. Pfarrers

Der dritte hier aufgerufene Autor gehört wie seine zwei Vorgänger nicht zu jenen, die in ihren Werken christliche Tradition bestätigend illustrieren würden. Aber er zählt wie Enzensberger zu den führenden Köpfen der literarischen Gegenwartsszene im deutschsprachigen Bereich: Michael Krüger (*1943)¹⁴. Als literarischer Leiter des renommierten Hanser-Verlags, als Herausgeber, Romancier und Lyriker nimmt er eine weichenstellende Position im Kulturbetrieb ein. In seinen jüngeren Lyrikbänden finden sich immer wieder „Reden“, in denen perspektivische Gegenwartsspiegelungen in lyrischer Bündelung das Leben heute beleuchten, „Rede des Gärtners“, des „Schauspielers“ oder „des Traurigen“ finden sich hier. In dem 1998 erschienenen Gedichtband „Wettersvorschau“ kommt nun auch ein „evangelischer Pfarrer“¹⁵ zu Wort, und zwar wie folgt:

Rede des ev. Pfarrers

(lacht:)

Ach, wissen Sie,
auch ohne ihn
haben wir viel zu tun.
Manche in der Gemeinde
haben ihn schon vergessen.
Anderen fehlt er. Sehr.
War es besser mit ihm?
Der Trost drang tiefer,
und die Scham darüber,
geboren zu sein,
ließ sich leichter
verbergen.

Das monologische Gedicht setzt eine dialogische Struktur voraus. Die knappe Szenerie des Textes lässt auf die zuvor gestellte Frage eines Dialogpartners schließen, wie etwa „Herr Pfarrer, was machen Sie eigentlich noch in der Kirche? Gott ist doch längst tot! Die Idee Gott

überholt!“ Oder so ähnlich. Das in der zweiten Zeile angedeutete Lachen des Pfarrers entpuppt sich so als Lachen der Verlegenheit angesichts der nur erschließbaren vorausgegangenen Frage. Zunächst scheint er in seiner Entgegnung auch eher auszuweichen: Der Gemeindebetrieb läuft weiter, auch ohne Gott – so scheint er überraschenderweise zuzugeben. Es gibt viel zu tun: die liturgische Routine, die sozialen Verpflichtungen, die Aktivitäten unterschiedlichster Gruppierungen. Tatsächlich ist Gott so für viele nicht einmal mehr Erinnerung.

Die zentrale Zeile des Textes findet sich in der Mitte: Manchen fehlt „er“ – wie stets in dem kleinen Text bleibt Gott direkt ungenannt – das „er“ kann sich so auch stets auf Christus beziehen. Dann, durch die Setzung zwischen zwei Punkte herausgehoben: „Sehr“. Jetzt ändert sich der Ton, wird ernst, eingeleitet durch die wohl monologisch an sich selbst gerichtete Rückfrage: „War es besser mit ihm?“ Zwei Aussagen markieren den Unterschied zwischen einem „Leben mit Gott“ und einem „Leben ohne ihn“. Interessant, welche gewählt sind. Zunächst: „Der Trost drang tiefer“ – ohne Gott ist die Welt trostlos. Dann schwerer verständlich: Die „Scham darüber, geboren zu sein, ließ sich leichter verbergen“. Das Schlusswort „verbergen“ liest sich leicht wie „ertragen“, ist aber so noch abgründiger. Was könnte damit gemeint sein? Liegt hier ein Reflex der lutherischen Rechtfertigungslehre vor, nach der jeder Mensch vor Gott von Geburt an als Sünder dasteht, ganz und gar angewiesen auf Gottes gnädiges Erbarmen? Das würde erklären, warum der Sprecher des Textes ein evangelischer Pfarrer ist, und warum diese Textpassage – erfahrungsgemäß – vielen katholischen LeserInnen eher unverständlich bleibt. Oder liegt in dieser Geburtsscham ein Bewusstsein für strukturelle Sünde vor, nach der wir Westeuropäer – nolens volens – tief eingebunden sind in Schuldverstrickungen unserer Geschichte und Gesellschaft? In jedem Fall wird deutlich, dass nach Meinung des Pfarrers ein Leben mit Gott in diesen beiden Aspekten leichter und besser war. So steht hier – möglicherweise und wenn, dann nur zwischen den Zeilen – am Ende die Sehnsucht im Zentrum, der nur noch als abwesend erfahrbare Gott möge doch existieren. Die „größere Sehnsucht“ – sie wird hier nur ex negativo benannt.

2.4 Richard Exner: Schwere Zunge

Richard Exner (* 1929), geboren im Harz, wächst in Darmstadt auf. 1950 wandert er in die USA aus, studiert dort Germanistik, wirkt 27 Jahre lang als Literaturprofessor an der University of California, bevor er 1991 nach Deutschland zurückkehrt, wo er seitdem in München lebt. Als Lyriker ist er mit wenigen Bänden hervorgetre-

ten, ohne je im hellen Lampenlicht der Öffentlichkeit zu stehen. Tastende vorsichtige Verse, immer wieder mit zaghaften religiösen Gedanken versehen – das ist kein Stoff für Bestseller, sehr wohl aber eine Fundgrube für Freunde von lebensmeditierender Lyrik¹⁶. Der folgende Text stammt aus seinem Gedichtband „Die Zunge als Lohn“¹⁷ (1996). Exner greift in diesem kleinen Gedichtzyklus die Tradition auf, Mose sei ein Stammer gewesen. In Exodus/2 Mose 4,10 findet sich tatsächlich der Einwand des Mose gegen seine Berufung zum Propheten „Mein Mund und meine Zunge sind schwerfällig“. Dass er ein Stotterer, ein Stammer gewesen sei, ist dabei zwar wohl kaum gemeint – eher handelt es sich um ein klassisches Muster der prophetischen Berufungszurückweisung – wird aber in der Rezeptionsgeschichte immer wieder so dargestellt¹⁸. Exner greift diese Tradition auf, um von dort aus die Frage zu stellen, welches Reden von Gott eigentlich angemessen sei.

Schwere Zunge

1
Der Götze
Eloquenz:
das bloße Wort aus-
geschüttetes Ab-
wasser aus-
gespieene Brocken
unrein
bis auf die Nacht
und das Große
Schweigen

2
Vor Gott ist der Stotterer, dem es ein-
fällt, aus dem es aber nicht herauskann,
angesehener. ER hört und lässt Seinen
Hauch wehen in die atemlosen Würgepausen.

ER vollendet das hingestotterte Gebet.
Den für seine Lettern ungeschaffenen Mund
öffnet Er sich und schlägt das Zaudern
Seiner Propheten in den Wind.

Aber uns verschlägt es die Sprache,
diese trommelnden Dentale: d-d-d-den
T-t-t-tod und d-d-d-das D-d-d-danklied,
die wie erkaltendes Pech zähfließenden
Liquida: R-r-r-reue, L-l-l-lobgesang, L-l-l-liebe
und die sich aus verklebten Lippen
hervorquälende V-v-v-vergebung und
F-f-f-freude. Ach, frage einen, wer er ist,
und warte geduldig auf sein unsägliches
I-i-i-ich, sein erdrosseltes A-a-a-ad-d-d-dam.
Frag ihn nicht, was er erträumt:
Die Antwort bestünde nur aus Wörtern
Voller Fallen: zum Beispiel
P-p-p-par-r-r-rad-d-d-dies.

3

Bei Gott
vielleicht versickerten
Tränen und Samen
nicht so rasch,
wenn wir statt
der Zunge die Hände
erheben und auf Zeichen
setzen. Vielleicht flösse
das Licht fließender,
wenn wir stockender
sprächen.

Im ersten Gedicht weist Exner die Eloquenz als „Götze“ zurück, als menschengemachten Popanz, untauglich vor allem dann, wenn es um ‚letzte Dinge‘ geht. Als könne man Gott definieren, ihn genau bestimmen, das Verhältnis des Menschen zu ihm wortreich ausschmücken! All das ist eben nicht zu benennen, bleibt besser nicht gesagt. Durch die Zeilenbrüche im Wort betont Exner, wie brüchig und fragmentarisch solch scheinbar eloquente Sprache bleibt: „aus-geschüttetes Abwasser“, „aus-gespieene Brocken“. Solche Sprache ist „unrein“ angesichts der „Nacht“ und des „großen Schweigens“.

So blickt das zweite Gedicht auf den Stotterer als Gegenbild zum Eloquenten: Sein Sprachwürgen und Sprachzaudern ist vor Gott „angesehener“. Denn nur hier kann Gott selbst seinen Geist, seinen „Hauch“ wehen lassen. Gebet vollendet sich nicht durch perfekte Rhetorik, sondern durch den Raum, den es Gott selbst lässt. Der Stammer spricht recht von Gott, gerade weil er nicht perfekt spricht, weil er Gott selbst Raum lässt. So und nur so wird aus menschlicher Rede prophetische Rede. Der zweite Gedicht-Teil wendet den Blick weg von der göttlichen Perspektive hin zu ‚uns‘, denen es die Sprache verschlägt. Alle Konsonanten, egal ob Dentale (‚d‘ und ‚t‘), Liquide (‚r‘ und ‚l‘), Frikative (‚v‘ und ‚f‘) oder Plosive (‚p‘ und ‚b‘) sind in gleicher Weise unaussprechlich geworden. Vor allem wirkt diese Sprachhemmung oder Sprachverzögerung, wenn es gilt, die großen alten religiösen Urvokabeln auszusprechen: „Tod“ und „Danklied“, „Reue“, „Lobgesang“ und „Liebe“, „Vergebung“ und „Freude“ – tatsächlich, wie will man all das heute aussprechen, ohne ins Stottern zu geraten? Exner greift hier die zeitgenössischen Tendenzen religiöser Sprachkrise auf, um sie seinerseits sprachlich fruchtbar zu machen. Ergebnis dieses metaphysischen Stotterns: Die gesamte Rede vom Menschen, vom Ich ist schwierig geworden. Und was wir erträumen und ersehnen, lässt sich vollends nur noch in qualvollen Stotterorgien herauswürgen: „Paradies“.

Im dritten und abschließenden Teilgedicht versucht Exner die Konsequenzen aus den beiden zuvor formulierten Gedanken zu ziehen. Wie müsste unsere Sprache

aussehen, nach Auschwitz, nach dem Sprachzerfall, nach biographischen Brüchen? Welche Gottesrede könnte wirksam sein, sodass „Tränen und Samen“ nicht so rasch und wirkungslos versickerten? In Gebetsanrede („bei Gott“) weist Exner auf zwei Möglichkeiten: Die Rede der Gesten („Hände“) und Zeichen anstelle der Wortsprache; und wenn schon Wortsprache, dann die stammelnde, stockende Sprache des Stotterers. Nur so – in demütiger Selbstzurücknahme des Menschen – bleibt Platz für den Geist. Nur so bleibt Hoffnung darauf – so Exner erneut in Bildsprache – dass „das Licht fließender flösse“.

3. Zum hermeneutisch-didaktischen Ort

Um den hermeneutischen Ort nicht-theologischer Texte im theologischen Diskurs zu bestimmen, findet sich vor allem in der katholischen Fachliteratur häufig der Begriff „*Fremdprophetie*“, „gebraucht im Sinne einer Aufforderung zur praktisch folgenreichen Wahrnehmung (inklusive kritischer Unterscheidung) der prophetischen Kraft, die auch und gerade dem für die Kirche Fremden und fremd Gewordenen innewohnen kann“¹⁹ – so Norbert Mette in der Neuauflage des Lexikons für Theologie und Kirche. Lässt sich damit hilfreich und konsistent der hermeneutisch-didaktische Stellenwert der hier vorgestellten literarischen Texte fassen? Mir scheint dieser Begriff hier völlig ungeeignet – und das bedarf einer kurzen Begründung. Beide Begriffsteile passen nicht, folglich auch nicht deren Kombination. Aus der Kennzeichnung „fremd“ spricht zunächst das begründete Bedürfnis, nicht vorschnell vereinnahmen zu wollen. Gleichzeitig grenzt man jedoch aus: Aber mit welchem Recht würde man denn einen Michael Krüger oder Richard Exner als „fremd“ stigmatisieren? Die scheinbar klare Trennung in „eigen“ und „fremd“ wird der komplexen Beziehungsstruktur nicht gerecht. Was hier inhaltlich, formal, auf der pragmatischen Sprachebene oder im Anspruch „fremd“ und was „vertraut“ ist, was „innen“, was „außen“, das kann sich nur im Blick auf jeden einzelnen Text diskutieren lassen. Die zweite Kennzeichnung „Prophetie“ versucht zunächst erneut positiv, die bleibende hermeneutische Herausforderung zu kennzeichnen. Denn tatsächlich: in „Fremdtexten“ kann Provokatives, Wahrhaftiges, Entscheidendes gesagt sein. Doch auch hier gilt die Einschränkung, nun freilich in umgekehrter Argumentation: „Prophetie“ lädt den Zusammenhang unangemessen theologisch auf, ist ein Prophet doch explizit ein von Gott Beauftragter, einer der im Auftrag und mit der Vollmacht Gottes Richtiges sagt. Lassen sich damit aber Autoren wie Adolf Endler oder Hans Magnus Enzensberger treffend charakterisieren? Der Begriff „Fremdprophetie“ ist somit durch seine Kombination

von einerseits ungebührlicher Ausgrenzung und gleichzeitiger Vereinnahmung andererseits als gut gemeint, aber in diesem Fall schlecht geeignet abzulehnen.

Wie aber lässt sich der hermeneutische und didaktische Ort dieser literarischen Texte besser bestimmen? Die Unterscheidung von *fünf* – idealtypisch formulierten – hermeneutischen und religionsdidaktischen Gewinn-dimensionen hat sich als hilfreiches Instrumentarium erwiesen²⁰. Der Blick auf solche literarische Texte ermöglicht Textspiegelung, Sprachsensibilisierung, Erfahrungserweiterung, Wirklichkeitserschließung und Möglichkeitsandeutung. Diese Begriffe lassen sich nicht in jedem Fall scharf voneinander abgrenzen, bleiben vielmehr Orientierungsversuche, deren Sinn sich in der praktischen Anwendung erweisen muss.

Textspiegelung

Von Textspiegelung lohnt es sich dann zu sprechen, wenn in einem literarischen Text ein Bezug auf „Prätexte“ deutlich wird, wenn also in Zitat oder Anspielung auf vorhergehende Texte Bezug genommen wird. Ein Gedicht etwa verweist dann immer zugleich auf beides: auf sich selbst, aber auch auf den aufgerufenen Prätext, der kommentiert, gewertet, umgedeutet oder erweitert wird. Gedichte zur Gottesfrage beziehen sich häufig zumindest indirekt auf die biblischen Zeugnisse zur Gotteserfahrung, vielfach zudem auf die in kirchlicher Tradition geronnenen Aussagen zur dogmatischen Sprachregelung über Gott. In manchen Fällen wird dieser indirekte Bezug auch direkt auf der Textebene deutlich – etwa in der von Enzensberger aufgerufenen Tradition der ‚Gegengebete‘, die sich unmittelbar auf Vorbilder aus der liturgischen Tradition beziehen und sie kommentieren oder umdeuten. In der Textspiegelung werden so zwei Dimensionen einander gegenüber gestellt: Der literarische Text als Ausgangspunkt der Betrachtung, daneben aber auch die nun mit verschärftem Blick betrachteten Texttraditionen, auf die sich der literarische Text bezieht.

Sprachsensibilisierung

Die zweite Chance im Blick auf Gedichte als Medium der Auseinandersetzung mit der Gottesfrage kann man Sprachsensibilisierung nennen. LiteratInnen reflektieren intensiv über die zeitgemäßen Potentiale und Grenzen von Sprache. „Niemand“ – so Hilde Domin in ihrem epochalen Essay „Wozu Lyrik heute“ von 1968 – „niemand aber ist eine feinere Waage für die Worte als der Lyriker“²¹. Gelungene literarische Werke sind Produkte von feinfühligem Gegenwartserspürung, die sich kaum festlegen lässt, eher in Fragerichtungen formuliert werden kann: Wo sagt – gerade in der Annäherung an Gott – die verstummende Pause in Gedichten mehr als der ausführliche Bericht; wann bedarf es der symbolisch

verschlüsselten Andeutung mehr als der einlinigen Definition; wie öffnen sich für Lesende Tiefendimensionen unterhalb der Textoberfläche? In der Beachtung solcher Fragen spüren SchriftstellerInnen wie feinfühlig Seismographen sehr genau, was Sprache kann und darf. Gerade in Exners Gedicht wird dieser Aspekt besonders deutlich. Doch zugegeben: Sicherlich sind literarischer Stil und Ausdruck – manchmal hermetisch, elitär, nur Spezialisten zugänglich – von TheologInnen und ReligionspädagogInnen in ihrem Sprechen von Gott nicht einfach zu übernehmen. Das Nachspüren der sprachlichen Besonderheiten zeitgenössischer Literatur kann jedoch zur unverzichtbaren Reflexion über den eigenen sorgsam Sprachgebrauch in Theologie und Religionspädagogik anregen.

Erfahrungserweiterung

Eine dritte Chance der Betrachtung von Gedichten zur Gottesfrage liegt in der Erfahrungserweiterung. Hinter diesem Stichwort verbirgt sich ein doppelter Betrachtungszugang: SchriftstellerInnen stehen in individuellen Erfahrungszusammenhängen mit sich selbst, anderen Menschen, ihrer Zeit und ihrer Gesellschaft und lassen diese Erfahrungen – in unserem Fall im Blick auf die Gottesfrage – in ihren Sprachwerken gerinnen. Zu beachten bleibt freilich, dass Lesende niemals einen direkten Zugriff auf Erfahrungen, Erlebnisse und Gedanken anderer haben können, handelt es sich doch stets um gestaltete, gedeutete, geformte Erfahrung. Über den doppelten Filter der schriftstellerischen Gestaltung einerseits und meiner stets individuellen Deutung andererseits ist hier aber zumindest ein indirekter Zugang zu Erfahrungen anderer möglich. Das Gedicht von Endler lässt etwa auf die dort benannte Hintergrunderfahrung eines ersatzlosen Verlustes des Kindheitsglaubens und des kindlichen Gottesbildes schließen.

Literarische Texte spiegeln aber nicht nur die Erfahrung der Autoren, sie ermöglichen darüber hinaus für die Lesenden selbst neue Erfahrungen im Umgang mit diesen Texten. In der Auseinandersetzung mit in Texten verschlüsselten Gotteserfahrungen anderer werden eigene Erfahrungen aufgerufen, aktiviert, zur Überprüfung herausgefordert. Gegen jeglichen Versuch der wissenschaftlichen Objektivität gerade in Bezug auf die Dimension Gott fungieren literarische Texte als „Anwalt der Subjektivität“, leuchten sie doch die „Innenseite von Problemfeldern“²² aus. Vor allem diese bewusste Subjektivität bündelt menschliche Erfahrungen und bietet so die Möglichkeiten des Anknüpfens und der Identifikation oder der Ablehnung und Bestimmung der eigenen Position. Auseinandersetzung mit dieser Erfahrungsdimension von Literatur ermöglicht so eigenes Identitätswachstum in der bewussten Reflexion über die eigene Gottesbeziehung.

Wirklichkeitserschließung

Die vierte Chance in der Begegnung mit Gedichten zur Gottesfrage möchte ich Wirklichkeitserschließung nennen. Während die Erfahrungserweiterung eher ‚zurück‘ schaut, auf die hinter den Texten liegende Erfahrung der SchriftstellerInnen, blickt diese Perspektive eher nach ‚vorn‘, auf die mit dem Text für die LeserInnen neu möglichen Auseinandersetzungen. *Hilde Domin* formuliert hier erneut treffend: jedes Gedicht „hilft, die Wirklichkeit, die sich unablässig entziehende, benennbar und gestaltbar zu machen“²³. Wo träfe ein solcher Befund mehr zu als im Blick auf die Dimension Gottes, die sich mehr als alle anderen ständig entzieht, unbenennbar bleibt, bestenfalls in Annäherungen spürbar wird?

Theologie wie Literatur bemühen sich darum, in Sprache Wirklichkeit zu beschreiben und herzustellen. Literarische Texte erschließen im Blick auf die Gottesfrage als konkurrierende Wirklichkeitsdeutungen eigene Realitätsebenen. Hier werden oft genug Bereiche des menschlichen Daseins angesprochen, die innerkirchlich sonst kaum Gehör finden. In allen vier Beispielgedichten kommen Stimmen und Wirklichkeitsdeutungen zu Wort, die für Gemeindemitglieder oder SchülerInnen ungewohnt, provokativ, im positiven Sinne herausfordernd sein können, ja: in denen sich möglicherweise gerade Lernende eher wiederfinden als in den traditionellen Sprachspielen von Theologie, Religionsunterricht und Liturgie.

Möglichkeitsandeutung

Literatur lebt schließlich nicht nur von erfahrener, erschriebener und erschlossener Wirklichkeit, sondern vor allem – wie es *Robert Musil* in seinem epochalen Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ (1930) benannt hat – vom „Möglichkeitssinn“ als zentrale Fähigkeit, „alles, was ebenso gut sein könnte, zu denken, und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist“. Das so benannte, fiktiv erahnte Mögliche könne man, so Musil weiter, sogar „die noch nicht erwachten Absichten Gottes“ nennen, denn es habe „etwas sehr Göttliches in sich, ein Feuer, einen Flug, einen Bauwillen und bewussten Utopismus, der die Wirklichkeit nicht scheut“²⁴. Gerade die Kraft solcher Visionen dessen, was sein *könnte*, zeichnet die besondere Faszination literarischer Texte aus. Und allein in einer damit vergleichbaren ‚Grammatik der Sehnsucht‘ sind auch theologisch alle Aussagen über Gott letztlich beheimatet. Richtig verstanden sind theologische Aussagen, sind alle Elemente der Glaubenssprache Sehnsuchts- und Hoffnungsaussagen, entstammen eben nicht der Grammatik der Wissenschaftssprache. Auch hier tragen alle vier Beispielgedichte zumindest Spuren einer solchen

größeren, sprengenden, angedeuteten Hoffnung oder zumindest Sehnsucht.

Wichtig: Es darf dabei weder hermeneutisch noch didaktisch zu einer Verwischung der Sprachebenen kommen. Sicherlich weisen religiöse und literarische Sprache große Gemeinsamkeiten auf: Beide verdichten Wirklichkeit und weisen über sich selbst hinaus, ‚transzendieren‘ also Wirklichkeit. Dennoch gibt es vom Selbstanspruch her einen zentralen Unterschied, den der evangelische Religionspädagoge *Peter Biehl* in Bezugnahme auf *Paul Ricoeur* deutlich benennt: Zunächst geht er so weit zu behaupten: „Dichterische wie religiöse Sprache haben offenbarenden Charakter, sie eröffnen nämlich von sich her das Angebot einer Welt, in die hinein ich meine eigensten Möglichkeiten entwerfen kann.“ Sein Offenbarungsbegriff entspricht hier also nicht dem gängigen theologischen Sprachgebrauch. Entscheidend dann jedoch die Differenzierung: „Religiöse Sprache modifiziert diesen offenbarenden Charakter dichterischer Sprache dadurch, dass sie den allgemeinen Charakteristika der Dichtung die Verbindung eines Ur-Bezugspunktes – ‚Gott‘ – hinzufügt und damit zu einer Sinnverwandlung dichterischer Sprache führt.“²⁵ Zunächst teilen literarische und religiöse Texte allgemein also einen Transzendenzanspruch im Sinne von *Ernst Bloch* „Transzendieren ohne Transzendenz“²⁶, eines Sich-Selbst-Überschreitens ohne dass es eine jenseitige Macht geben müsse, welche diesen Prozess ermöglicht. Doch entscheidend: Im Selbstanspruch ist der Transzendenzbezug religiöser Sprache keineswegs ausschließlich ein menschliches Sich-Selbst-Überschreiten, sondern ein von Gott gewählter Prozess des Sich-Öffnens auf Gott hin.

Fünf Gewinnchancen in der Beschäftigung mit literarischen Texten zur Gottesfrage: Textspiegelung, Sprachsensibilisierung, Erfahrungserweiterung, Wirklichkeiterschließung, Möglichkeitsandeutung. Zusammen betrachtet ermöglichen sie im Idealfall etwas, wovon vor allem katholische Religionsdidaktiker, -theoretiker und -praktiker seit langem träumen: Sie ermöglichen „Korrelation“ im Sinne einer kritischen, produktiven „Wechselbeziehung (...) zwischen dem Geschehen, dem sich der überlieferte Glaube verdankt und dem Geschehen, in dem Menschen heute (...) ihre Erfahrungen machen“²⁷. Dieser Korrelationsbegriff und die sich auf ihn stützende Korrelationsdidaktik sind in den letzten Jahren in die Kritik geraten²⁸, ohne freilich bislang von ‚besseren‘ didaktischen Konzeptionen ersetzt worden zu sein. Die Kritik entzündete sich nicht nur an der in der Praxis oft kurzschlüssigen Gleichsetzung von Didaktik mit Methodik, in der allzu platt heutige Erfahrungen (mit Gott?) gegen in der Bibel geronnene Erfahrungen (mit Gott?) gesetzt wurden – die

sich eben nicht gegenseitig durchdringen und spiegeln, sondern als unverbundene Blöcke nebeneinander, oft: gegeneinander stehen bleiben. Solche methodischen Engführungen sind durch bessere methodische Konzepte unschwer auszugleichen. Die Kritik erkannte viel grundsätzlicher, dass die Voraussetzung des Modells immer weniger zutrifft: dass nämlich Schülerinnen und Schüler heute überhaupt auch nur ansatzweise vergleichbare Erfahrungen machen, die sich in irgendeiner stimmigen Weise mit dem Gott der biblischen Offenbarung in Verbindung bringen lassen. Das somit benannte Erfahrungsdefizit im Hinblick auf die Gottesbeziehung bringe das Korrelationsmodell aus dem Gleichgewicht.

Gerade hier bietet der Einsatz literarischer Texte einen möglichen Ausweg an – neben anderen. Das „Geschehen, in dem Menschen heute ihre Erfahrungen machen“, muss ja nicht aus der unmittelbaren Erfahrung der Lernenden selbst abgerufen werden. Es kann ja auch von anderen erlebt und zur Vermittlung gestaltete Lebenserfahrung sein, eben zum Beispiel in Form literarischer Texte. Den einen Pol der angestrebten wechselseitigen Durchdringung bilden also aus Gotteserfahrung geronnene Texte aus Bibel und kirchlicher Tradition, der andere Pol besteht aus – im oben beschriebenen Sinne – geronnenen Erfahrungen mit der Frage nach Gott in literarischen Texten unserer Zeit. Dieses Modell setzt auf die – idealtypisch gezeichnete – Hoffnung: Im Durchdenken und Mitfühlen beider Spannungsbögen, im Auffinden „struktureller Analogien“²⁹ und „produktiver Kollisionen“³⁰ zwischen den beiden Erfahrungsbereichen können sich Menschen unserer Zeit in den Deutungsprozess der Frage nach Gott oder sogar in den Identifikationsprozess der Gottesbeziehung einschalten.

4. Methodische Konsequenzen für die genannten Gedichte

Bevor die aufgeführten hermeneutischen und didaktischen Überlegungen nun konkret zu methodischen Vorschlägen im Einsatz solcher Gedichte einmünden, möchte ich einen letzten möglichen, aus der Schulpraxis entnommenen Einwand gegen ein solches Verfahren bedenken: Verlängert man mit solchen Verfahren nicht letztlich den Deutschunterricht in den Religionsunterricht hinein? Oder umgekehrt: Sollte man den Umgang mit Gedichten nicht den dazu ausgebildeten Spezialisten überlassen? – Man muss nicht Literaturwissenschaft studiert haben, um Gedichte im Unterricht sinnvoll und angemessen einsetzen zu können. Auch die Methoden der Literaturwissenschaft sind in sich bereits Verengungen, Festlegungen, Eingrenzungen – und nicht immer fühlen SchriftstellerInnen sich von den Literaturwissenschaftlern am besten verstanden. Natürlich ist ein

literaturwissenschaftliches Instrumentarium hilfreich, aber nicht Voraussetzung.

Wenn man sich freilich auf solche Texte einlässt, dann sollten sie selbst im Zentrum stehen. Sie sind eben nicht nur Hinführung zum ‚Eigentlichen‘, sondern selbst dieses ‚Eigentliche‘. Aber ganz klar gesagt: Man sollte als Lehrender grundsätzlich nur dann mit solchen Texten arbeiten, wenn man selbst gern damit umgeht. Und um der sowieso vorherrschenden ‚Übertextung‘ des Religionsunterrichts entgegenzuwirken, geht es nicht darum, diese Texte zusätzlich zu all den anderen einzusetzen, sondern – wohl ausgewählt, selten, aber didaktisch bewusst überlegt – an Stelle von anderen Textsorten.

Wie? – Die zeitgenössische Deutschdidaktik hat zahlreiche freie, kreative Zugänge zu literarischen Texten entdeckt, die als Vorbild für den Umgang mit Gedichten im Religionsunterricht gelten können. Zudem darf, ja: soll sich die Art der Behandlung dieser Texte vom Zugang im Deutschunterricht unterscheiden. Nicht um die lückenlose Analyse eines solchen Textes nach einem bestimmtem Formschema muss und darf es im Religionsunterricht gehen, hier ist ein freier Zugang möglich, in dem Einzelaspekte des Textes – seien sie formaler, seien sie inhaltlicher Art – im Vordergrund stehen dürfen. Nach diesen Vorbemerkungen füge ich nun wenige, allesamt in der Praxis erprobte Vorschläge zum ‚Einsatz‘ der oben aufgeführten Texte an. Sie verstehen sich lediglich als Anregungen, viele andere sinnvolle thematische Einbindungen, didaktische Konkretionen und methodische Umsetzungen sind denkbar. An entsprechenden – gern auch kritischen – Rückmeldungen aus der Praxis bin ich jederzeit interessiert.

Adolf Endlers „Elegie“ findet ihren didaktischen Ort im Kontext der Reflexion über die Absage an Gott, die Verabschiedung der Gottesidee und die Rückschau auf eine als überholt erkannte Gottesvorstellung. Gerade heranwachsenden, nachfragenden, zweifelnden Jugendlichen kann dieser kleine Text so zu einem Prüfstein der eigenen Überzeugungen werden. Mit den entwicklungspsychologischen Kategorien des Amerikaners James Fowler gesagt: Im Übergang der Phase des „mythischen-wörtlichen Glaubens“ der Kindheit im Grundschulalter hin zum möglichen „synthetisch-konventionellen Glauben“³¹ der Pubertät und frühen Erwachsenenzeit brechen Zweifel an der wortwörtlichen Stimmigkeit bisheriger Überzeugungen auf. Gerade die Rede von Gott wird auf ihre Passgenauigkeit befragt. In dieser Phase – die sich in vielen Lebensläufen auch an anderen biographischen Wendepunkten findet – können Texte, die solche Brüche beinhalten, Denkhilfen geben. Ob sie als Provokation dienen, als authentische und damit repräsentative Erkenntnis gelten oder als Überführung zu anderen, eigenständigen Positionen

genutzt werden, bleibt dabei den Einzelnen überlassen. Didaktisch wohlreflektierte Lernprozesse können und müssen solche Suchwege jedoch begleiten.

Methodisch legt sich für die Betrachtung dieser „Elegie“ eine vorherige SchülerInnenaktivität nahe, um den Text in einen Fragehorizont einordnen zu können. Die Schülerinnen und Schüler werden dazu aufgefordert, einige Begriffe auf einen losen Zettel zu schreiben unter der Vorgabe: „Überlegt, was es einmal in eurem Leben gab, jetzt aber nicht mehr gibt. Schreibt auf, welche der so verschwundenen Dinge ihr vermisst“. Die Zettel werden eingesammelt und einige davon verlesen. Variante: Wenn man mag und die Lerngruppe geeignet ist, dürfen die MitschülerInnen tippen, wer den jeweiligen Zettel beschriftet hat. Die Nennungen werden gruppiert – technische Gegenstände, Tiere, Menschen, Nahrungsmittel, etc. (bei lernschwächeren Gruppen kann man diese Kategorien auch als Anregung vorgeben). So ergibt sich ein subjektives Spektrum von „Nostalgie“ wörtlich verstanden als „Schmerz nach Rückkehr“. Als weiteres Beispiel solcher Rückerinnerungen kann etwa auch Reinhard Mey's bekanntes Chanson „Es gibt keine Maikäfer mehr“ vorgespielt und in den Kontext eingereiht werden. Erst dann wird Endlers Kurztext ausgeteilt. Die Nennung „Gott“ wird sicherlich überraschen. Genau so aber kann man überlegen, warum sie hier auftaucht und mehr ist als bloßer Nonsens. Stimmen die Schülerinnen der darin gebündelten Erfahrung des biographischen Gottesverlustes zu? Und welche Stimmungslage ordnen sie dem Gedicht zu? In einer freiwilligen Hausaufgabe können die Schülerinnen und Schüler schließlich versuchen, im Stil Endlers ihre eigene „Elegie“ des Verlorenen zu verfassen.

Auch Hans Magnus Enzensbergers Gedicht blickt durch die parodierend aufgegriffene Form auf den Kinderglauben zurück. Hier jedoch liegt der Schwerpunkt auf dem Dankgebet. Aufrufen kann man die Frage: Wofür bedanken sich Kinder in ihren Gebeten? Mit einer so erstellten Begriffssammlung wird der Enzensberger-Text verglichen – ersetzt hier jemand die Begriffe seiner Kindheitswelt schlicht durch die Begriffe seines saturierten Erwachsenenalltags? Was soll das? Methodisch sinnvoll ist es dabei, das Gedicht zunächst ohne Titel auszuteilen und die Schülerinnen und Schüler zu bitten, selbst einen ihrer Meinung nach passenden zu finden. Welcher überzeugt die Gruppe am meisten? Erst dann wird Enzensbergers Titel genannt, der noch einmal die neue theologische Frage und Ernsthaftigkeit an den Text heranträgt.

Michael Krügers „Rede des ev. Pfarrers“ zieht die Linie des vorgeblichen Gottesverlustes weiter aus. Dieses Gedicht blickt jedoch nicht mehr zurück wie Endlers

Text, nicht aus Schülersicht biographisch voraus in die Lebenswirklichkeit des älteren Menschen, sondern mitten hinein in unsere Zeit. Es lädt ein zu einer Texttransformation. Kommentarlos wird das Gedicht ausgeteilt mit der Arbeitsanweisung: „Schreibt eine kleine Szene um dieses Gedicht herum, in dem dessen Worte ihren sinnvollen Platz haben können. Erfindet Gesprächspartner, kommentiert einzelne Äußerungen durch Szenenanweisungen!“ Einerseits wird so der dialogische Charakter des Textes deutlich, andererseits der Tonwechsel im Gedicht. Vor allem lässt sich so jedoch hervorheben, wie ungewöhnlich die zwei im Gedicht genannten „Verlustdimensionen“ wirken. „Trost“ und „Scham“. Was hätten die Schülerinnen und Schüler erwartet? Und wie lassen sich diese zwei begründen? Von welcher Sehnsucht ist das Gedicht also letztlich getragen? Eine Alternative: Das Gedicht wird nur unvollständig präsentiert, bis zur Frage „War es besser mit ihm?“, und die SchülerInnen schreiben es unter der Perspektive zu Ende, welche zwei Antworten hier passen könnten, um das vorgeblich „bessere“ frühere ‚Sein-mit-Gott‘ zu charakterisieren. Und falls die Antworten des krügerschen Pfarrers als unbefriedigend oder unpassend empfunden werden: vielleicht schreibt ja ein Schüler oder eine Lehrerin eine eigene „Rede des ev. Lehrers“ oder „Rede der ev. Schülerin“, oder „Rede des ehemals ev. Schülers“...

Richard Exners Gedicht bleibt nicht bei den Reflexionen über den vorgeblichen Gottesverlust stehen, sondern wagt den Schritt hin zu der Frage, wie man heute noch von Gott und zu Gott reden kann. Auch hier legt sich eine wohlbedachte Hinführung vor der Textpräsentation nahe. Die Schülerinnen und Schüler werden dieses Mal gebeten, Sätze auf kleinen Folienstreifen auszuformulieren. Die eine Hälfte bekommt den angefangenen Satz „Wer perfekt sprechen kann, der/dem ...“ vorgelegt, die andere Hälfte „Wer stockend und mühsam spricht, der/dem ...“. Die Ergebnisse werden am Projektor präsentiert und kontrastiert. Tendenziell wird sicher die erste Gruppe eher positive Assoziationen formulieren, die zweite eher negative. Nach einem ersten Resümee über die Wichtigkeit von Sprache wird das Gedicht präsentiert und mit dem bisherigen Befund verglichen. Vor allem Abweichungen bedürfen der Nachfrage: Wie kommt es in diesem Text zur Gegengewichtung und Umwertung? Was ist die provokative Aussage der Gedichte? Auf welchen Bereich von Sprache beziehen sich die Aussagen? Sind sie letztlich überzeugend?

Ich nehme abschließend die Eingangsüberlegungen noch einmal auf: Dichter unserer Zeit als Sprachlehrer der Gottesrede? Mit den vier Beispielen dürfte deutlich geworden sein, dass Dichter „uns Religionspädago-

ginnen‘ natürlich ‚das Geschäft‘ nicht abnehmen. Weder in ihrem eigenen Anspruch noch in der Wirkweise ihrer Texte sind sie Lehrer der womöglich noch positiv bekennenden Gottesrede. In einer sorgsam Beachtung solcher Gedichte kann es jedoch leichter möglich werden, nicht nur zu lernen, sorgsamer mit der eigenen Sprache umzugehen, sondern die heute wichtigen Gesetze der Gottesrede auch didaktisch zu beachten. Und vielleicht findet ja tatsächlich der eine Schüler oder die andere Schülerin in solchen Texten Vorbilder oder zumindest Anregung für die eigene Reflexion und Suche nach einer eigenen stimmigen Gottesrede...

- 1 Ausführlich dazu: Georg Langenhorst, *Gedichte zur Gottesfrage. Texte – Interpretationen – Methoden. Ein Werkbuch für Schule und Gemeinde* (München 2003); zum hermeneutischen und didaktischen Konzept vgl. auch: ders.: *Gedichte zur Bibel. Texte – Interpretationen – Methoden. Ein Werkbuch für Schule und Gemeinde* (München 2001).
- 2 Gottfried Benn, *Lebensweg eines Intellektuellen* 1934, in: ders., *Sämtliche Werke*, hrsg. von Gerhard Schuster, Bd. IV: *Prosa* 2 (Stuttgart 1989), S. 154-197, hier: S. 175.
- 3 Sören Kierkegaard, *Entweder – Oder. Teil I und II*, hrsg. von Hermann Diem/Walter Rest (München 2003), S. 24.
- 4 Ebd., S. 178.
- 5 Ebd., S. 27.
- 6 Vgl. dazu ausführlich: Georg Langenhorst, *Theologie und Literatur. Bilanz – Ertrag – Perspektiven* (erscheint Herbst 2004, Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt).
- 7 So mit Recht Magda Motté, *Religiöse Erfahrung in modernen Gedichten. Texte, Interpretationen, Unterrichtsskizzen* (Freiburg/Basel/Wien 1972), S. 40.
- 8 Dorothee Sölle, *Realisation. Studien zum Verhältnis von Theologie und Dichtung nach der Aufklärung* (Darmstadt/Neuwied 1973), S. 77. Wieder verfügbar in: dies., *Das Eis der Seele spalten. Theologie und Literatur in sprachloser Zeit* (Mainz 1996), S. 53.
- 9 Adolf Endler, *Der Pudding der Apokalypse. Gedichte 1963-1998* (Frankfurt 1999), S. 75.
- 10 Jörg Lau, Hans Magnus Enzensberger, *Ein öffentliches Leben* 1999 (Frankfurt 2001), S. 363f.
- 11 Hans Magnus Enzensberger, *Kiosk* (Frankfurt 1995), S. 124.
- 12 Hans Magnus Enzensberger, *Landessprache* 1960 (Frankfurt 1999), S. 49-86, vgl. bes. „Ehre sei der Sellerie“, S. 62f.
- 13 Hans Magnus Enzensberger, *Der Agnostiker als Theologe. Eine Erinnerung*; in: *Kursbuch 146* (Dezember 2001): „Vorbilder“, hrsg. von Ingrid Karsunke/Tilman Spengler, S. 8-10, hier: S. 10.
- 14 Vgl. Georg Langenhorst, „Ohne Ihn“. *Zeitgenössische Gedichte zur Gottesfrage. Zwei Vorschläge für den Religionsunterricht in der Sekundarstufe*; in: *Katechetische Blätter* 127 (2002), S. 104-108.
- 15 Michael Krüger, *Wettervorhersage. Gedichte* (Salzburg/Wien 1998), S. 58.
- 16 Vgl. etwa das Theodizee-Gedicht „Frage“ in: Richard Exner, *Ein Sprung im Schweigen. Gedichte und Zyklen* (Stuttgart 1992), S. 48.
- 17 Richard Exner, *Die Zunge als Lohn. Gedichte 1991-1995* (Stuttgart 1996), S. 46f.
- 18 Vgl. etwa Eva Zellers Gedicht „Moses“; in: Georg Langenhorst, *Gedichte zur Bibel, a.a.O.*, S. 83f.
- 19 Norbert Mette, „Fremdprophetie“; in: *Lexikon für Theologie und Kirche*, hrsg. von Walter Kasper, Bd. V (Freiburg u.a. 1995), S. 127f. Als Bezeichnung für Schriftsteller etwa in: Stefan Scholz: *Von der humanisierenden Kraft des Scheiterns. George Tabori – Ein Fremdprophet in postmoderner Zeit* (Stuttgart/Berlin/Köln 2002).
- 20 Vgl. etwa in: Georg Langenhorst, *Gedichte zur Bibel, a.a.O.*, S. 28-35.
- 21 Hilde Domin, *Wozu Lyrik heute. Dichtung und Leser in der gesteuerten Gesellschaft* 1968 (München 1981), S. 29.

- 22 Ursula Baltz/Henning Luther, Von der Angewiesenheit des Theologen auf literarische Kultur, in: Themen der praktischen Theologie - Theologia Practica 18 (1983), Heft 3/4, S. 49-54, hier: S. 50.
- 23 Hilde Domin, Wozu Lyrik heute, a.a.O., S. 29.
- 24 Robert Musil, Der Mann ohne Eigenschaften. Roman '1930-43, hrsg. von Adolf Frisé (Reinbek 2001), S. 16.
- 25 Peter Biehl, Religiöse Sprache und Alltagserfahrung. Zur Aufgabe einer poetischen Didaktik; in: Themen der praktischen Theologie - Theologia Practica 18 (1983), S. 101-109, hier S. 104f.
- 26 Ernst Bloch: Atheismus im Christentum. Zur Religion des Exodus und des Reichs '1968 (Frankfurt 1985), S. 23.
- 27 Grundlagenplan für den katholischen Religionsunterricht im 5. bis 10 Schuljahr, hrsg. von der Zentralstelle Bildung der Deutschen Bischofskonferenz (München 1984), S. 242 (Hervorhebung G.L.)
- 28 Vor allem in: Georg Hilger/George Reilly (Hrsg.), Religionsunterricht im Abseits? Das Spannungsfeld Jugend - Schule - Religion (München 1993); Thomas Ruster, Der verwechselbare Gott. Theologie nach der Entflechtung von Christentum und Religion (Freiburg/Basel/Wien 2000). Gegenperspektiven jetzt bei: Hans-Georg Ziebertz / Stefan Heil / Andreas Prokopf (Hrsg.), Abduktive Korrelation. Religionspädagogische Konzeption, Methodologie und Professionalität im interdisziplinären Dialog (Münster 2003).
- 29 Vgl. Karl-Josef Kuschel, Theopoetik, in: ders., „Vielleicht hält Gott sich einige Dichter...“ Literarisch-theologische Porträts (Mainz 1991), S. 384f.
- 30 Begriff von Dietmar Mieth, Braucht die Literatur(wissenschaft) das theologische Gespräch? Thesen zur Relevanz „literaturtheologischer“ Methoden, in: Walter Jens/Hans Küng/Karl-Josef Kuschel (Hrsg.), Theologie und Literatur. Zum Stand des Dialogs (München 1986), S. 164-177, hier: S. 175.
- 31 Vgl. James W. Fowler, Stufen des Glaubens. Die Psychologie der menschlichen Entwicklung und die Suche nach Sinn, 1981¹ (Gütersloh 2000).